

Rebecca Hardiman

it

Oma lässt
grüßen, sie
hat deine nervige
Tochter entführt

Roman

insel taschenbuch 4853

Rebecca Hardiman

Oma lässt grüßen, sie hat deine
nervige Tochter entführt



»Ein ergreifendes, urkomisches und meisterhaft erzähltes Debut!« *Booklist*

Kevin Gogarty hat es zurzeit wirklich nicht leicht: Er ist arbeitslos, Hausmann, kümmert sich um die vier Kinder. Für die pubertierende Tochter Aideen fällt ihm nur noch ein Mittel ein, um den Familienfrieden zu retten: ab ins Internat mit ihr. Und als seine Mutter, Oma Millie, wiederholt beim Ladendiebstahl erwischt wird, heuert er für die renitente alte Dame eine Aufpasserin an – Probleme gelöst!

Tatsächlich? Als Millie merkt, dass ihre Aufpasserin noch geschickter klaut als sie selbst, schnappt sie sich kurzerhand Aideen aus dem Internat – und eine wilde Jagd um Omas Erspartes beginnt.

Rebecca Hardiman ist eine ehemalige Magazinredakteurin, die heute mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in New Jersey, USA, lebt. *Oma lässt grüßen, sie hat deine nervige Tochter entführt* ist ihr erster Roman.

Rebecca Hardiman

*Oma lässt grüßen,
sie hat deine nervige
Tochter entführt*

Roman

Aus dem Englischen von Ruth Keen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Good Eggs bei Atria, London.

Erste Auflage 2021

insel taschenbuch 4853

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2021

Copyright © 2021 by Rebecca Hardiman

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen: Getty Images, München: Landschaft
(smartboy10); iStock by Getty Images: Brief;

Finepic®, München: Schafe und Schild

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68153-3

Oma lässt grüßen, sie hat deine
nervige Tochter entführt

Meiner Mutter und meiner Großmutter gewidmet

Zwei Drittel des Weges zum Büdchen hat Millie Gogarty schon zurückgelegt – eine Fahrt, die sie noch zutiefst bereuen wird, als sie feststellt, dass sie mit Vollgas im zweiten Gang dahinprescht, ohne das gutturale Knirschen aus dem Bug ihres Renaults wahrgenommen zu haben. Sie schaltet. Zugegeben, ihre Gedanken kreisen um ganz andere Dinge: um die Kleinigkeiten, die sie für das Abendessen mit Kevin besorgen will, um einen neuen Krimi für ihre bevorstehende Große Reise vielleicht, um ihre kaputte Glotze. Während einer Wiederholung von *Golden Girls* gestern Abend, an der Stelle, als die Damen versehentlich für reife Prostituierte gehalten wurden (albern, diese Amis, übertrieben, aber nie langweilig), gab der Bildschirm plötzlich seinen Geist auf. Nachdem sie auf den Fernseher eingedroschen hatte – ein paar optimistisch auf beide Seiten verteilte kräftige Schläge in der Hoffnung auf eine Wiederbelebung –, hatte sie sich in das alte Krankenzimmer ihres verstorbenen Peter zurückgezogen, wo sie inzwischen schläft, seitdem eine verstörende Lampenexplosion sie für immer aus dem oberen Stockwerk vertrieben hat. Hier hatte Millie zwischen uralten Wolldecken nach ihrem batteriebetriebenen Radio gekramt und sich schließlich hingelegt, das treue Philips, aus dem die große weite Welt herausströmte, gemütlich zwischen ein nacktes Kissen und ihr gutes Ohr geklemmt. Allmählich war ihr Unbehagen verflogen, nicht unähnlich der Wirkung eines Fünfuhr-

Sherry, den sie trinkt, wenn der Wind vom Meer her post-apokalyptisch um ihr Haus heult. Selbst die trostloseren Meldungen – Rezession, Korruption, peitschender Regen – können seltsam aufmunternd sein: Irgendwo widerfährt irgendwelchen Leuten gerade etwas.

Jetzt drängt sich jäh ein scharf ausschwenkender BMW in ihr Gesichtsfeld – ist sie etwa Zickzacklinien gefahren? –, dessen Fahrer Millie wild anhupt; sie winkt ihm im Gegenzug fröhlich zu. Als sie an der nächsten Ampel hält und die beiden Wagen parallel zueinander zum Stehen kommen, lässt Millie ihr Fenster hinabfahren und macht dem Fahrer ein Zeichen, es ihr gleichzutun. Seine gepflegte Glasscheibe gleitet majestätisch nach unten.

»Entschuldigung!«, ruft sie. »Seit meinem Unfall habe ich eine steife Schulter!« Obgleich zwischen ihrer Verletzung und ihrem Fahrstil keinerlei Zusammenhang besteht, fühlt sich Millie bemüßigt, eine Erklärung abzugeben. Sie schiebt ihren rechten Ellbogen in die kühle Luft und lässt ihn flattern wie einen Hühnerflügel. »Er bereitet mir immer noch Schmerzen«, teilt Millie dem Mann mit, auf dessen Gesicht sich ein Nebel der Verwirrung abzeichnet, schickt ihm ein Stakkato aus drei freundlichen, dumpfen Hupzeichen und zieht an ihm vorbei.

Bevor sie sich zum Laden aufmachte, hatte Millie bei ihrem Sohn angerufen – genau genommen ist Kevin ihr Stiefsohn, aber sie mag nichts, was mit »genau genommen« umschrieben wird, und er war sowieso ihr Junge und sie seine Mum, seit sein Alter noch in Monaten gemessen wurde. Millie schickte sich nun an, ihm von dem heilloosen Fernseher-Debakel zu berichten.

»Die ahnungslose Blanche hat die Mädels in einem Hotel für Nutten eingeecheckt«, erklärte Millie, »und die Polizei –«

»Ich fahre gerade die Kinder in die Schule, Mum.«

»Könntest du vielleicht mal vorbeikommen und dir die Sache anschauen? Ich halte das schwer aus ohne Fernseher.«

»Hast du die Batterien geprüft?«

»Der läuft nicht mit Batterien. Es ist ein Fernsehgerät.«

»Die Batterien der *Fernbedienung*.«

»Ah«, sagte Millie. »Also, wie sollte ich denn ...«

»Ich ruf dich gleich noch mal zurück.«

»Oder du wirfst mal einen Blick darauf, wenn du zum Abendessen kommst?«

»Wie bitte?«

»Schon vergessen? Es ist deine letzte Chance. Ich fahre ja am Sonnabend.«

»Ist mir völlig klar.«

»Wer weiß, ob ich je wiederkomme.«

»Sei bitte nicht albern.«

»Und bring eins der Kinder mit. Bring sie alle mit! Es gibt Lammkoteletts mit Bratkartoffeln.«

Sie hatte nichts dergleichen im Haus. Eine rasche Inspektion der Speisekammer, während derer sie das Telefon emporhielt und ihren Sohn vorübergehend ignorierte, brachte weder Olivenöl noch Kartoffeln ans Licht. Ein kurzer Blick in den Kühlschrank offenbarte – neben dem üblichen säuerlichen Geruch und einem blendenden Lichtstoß – exakt einen Viertelliter Milch, die schon gekippt

war, drei oder vier welke Brokkolistrünke und ein einsames, angeknackstes Ei.

»Vielleicht bin ich das angeknackste Ei«, murmelte sie, als sie den Hörer wieder an ihr Ohr führte.

»Das«, sagte ihr Sohn, »stand nie außer Frage.«

*

Als Millie bei Donnelly's eintrifft, tippt sie, in einem an Gott und die Welt gerichteten Gruß, ihren Leopardenumuster-Fedora aus Pelzimitat an. Millie Gogarty kennt viele Seelen in Dún Laoghaire und den umliegenden Dörfern – Dalkey, Killiney – und hält es für ihre Pflicht, wo immer und wann immer möglich, stehen zu bleiben und mit jedem einen kleinen Plausch zu halten – am windigen East Pier, auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums, in der Schlange vor dem Bankschalter (sie hatte keinerlei Hemmungen, ihren Kaffee im Wartebereich der Bank of Ireland zu trinken, damals, als es ihn schließlich kostenfrei gab) oder eben auch in diesem Laden hier.

Sie schleicht sich an Michael Donnelly Junior heran, den halbwüchsigen, pockennarbigen Sohn des Besitzers, der sich an Wochentagen nach der Schule hinter den Verkaufstresen fläzt.

»Wusstest du, dass Jessica Walsh und meine Wenigkeit in drei Tagen in New York sein werden, über Weihnachten? Mein Ur-ur-ur-Großneffe« – sie hat ein oder zwei zusätzliche »Ur«s eingebaut, wie es ihre Art ist – »lebte früher in Ohio, aber da fahren wir nicht hin. Da ist ja nichts los! Ich habe ihn mal besucht, und zwar ... ach, ich weiß

nicht mehr, ist nicht wichtig.« Sie verschränkt die Arme, kommt in Fahrt. »Erster Weihnachtsfeiertag und keine Menschenseele auf der Straße! Kevin und ich – er war gerade achtzehn geworden – haben einen Spaziergang gemacht, überall türmte sich der Schnee meterhoch, und wir standen mitten auf der Straße und riefen: ›Hallo? Amerika? Ist da wer?‹«

»Tatsache, Mrs. Gogarty?«, sagt Michael mit einem Lächeln, das nicht einmal komplett verächtlich ist. Er wendet sich dem nächsten Kunden zu, Brendan Doyle, den Millie natürlich kennt, obwohl Brendan anscheinend völlig in den Anblick seiner abgewetzten Halbschuhe vertieft ist.

Sie strahlt die beiden an und trollt sich in Richtung der kleinen Schreibwarenabteilung: ein, zwei Regale mit angestaubten Glückwunschkarten, deren Existenz nur noch von Millies Generation wahrgenommen wird. Junge Leute bringen keinen Stift mehr zu Papier. Sie schreiben SMS. Ihre Enkelkinder tippen ewig und mit einer Fieberhaftigkeit, um die sie Millie beneidet, auf ihren Handys herum; sie weiß nicht, wann sie selbst je ein derart dringliches Verlangen verspürte, irgendetwas zu kommunizieren.

Sie wählt eine Karte mit eingepprägtem glänzenden Blumenbouquet – »Heute ist dein besonderer Tag, Tochter!« – und liest die kitschig-süßliche Botschaft im Innenteil. Sobald sie sie in der Hand hält, nimmt die Versuchung, das Ding mitgehen zu lassen, den letzten Gegenstand unter der Sonne, den die tochterlose Millie Gogarty braucht, eine unwiderstehliche Eigendynamik an, bis sie weiß, dass sie es einstecken muss – und wird.

Sie schaut zur Kasse hinüber. Michael tippt gerade Brendans Schokoladentafeln ein. Sie war ihm zuletzt in der Drogerie begegnet – da hatte er eine Tube Popo-Creme gekauft; ihr wird schwummrig beim Gedanken daran. Sie beginnt unter den Achseln zu schwitzen, als sie die rissigen Fächer ihrer Handtasche auseinanderdrückt, deren chaotischen Inhalt sie tief nach unten schiebt – veraltete irische Pfundmünzen, hart gewordene, zerknüllte Tempos, hinfällige Notizen –, sodass die Tasche aufklafft wie ein Schnabel, der gefüttert werden will. Ihr Magen rebelliert. Ihr Herz, das Tag für Tag immer nur dem einen, dem üblichen biologischen Zweck dient, klopft jetzt wie wahn-sinnig. Mit einer wilden, ruckartigen Bewegung, die sie später für ihren Untergang verantwortlich machen wird, stopft sie die Karte in ihre Tasche.

Millie atmet tief durch. Extreme Lässigkeit vortäuschend, zieht sie eine weitere Karte heraus, diese mit einem properen Kleinkind und einem Elefanten. Sie verkneift sich das Lachen. *Vielleicht hat Kevin recht: vielleicht bin ich endgültig verrückt geworden!* Sie wirft Michael wieder einen verstohlenen Blick zu, der ihn erwidert und unmerklich nickt, darum kichert sie, als fände sie besonderen Gefallen an den Worten im Innenteil. Millie fühlte sich ihr Leben lang zur Bühne berufen und hofft insgeheim noch immer, eines Tages entdeckt zu werden. Tatsächlich ist Millie Gogarty einen Moment über ihre Kühnheit erstaunt, da ihr Puls nur so hämmert und ganz Dún Laoghaire trotzdem glaubt, sie könne kein Wässerchen trüben. Ihre Gedanken wenden sich wieder dem Abendessen zu – eines ihrer Enkelkinder könnte auch aufkreuzen –, folglich geht sie frech

auf einen Schaukasten mit Tayto-Chips zu und klagt eine Tüte Cheese and Onion und gleich noch eine mit Hula Hoops.

Von guter Laune und Erleichterung überwältigt, hüpfte sie förmlich wieder in ihr Auto, die Ausbeute des Morgens sicher verstaut auf dem Nebensitz. Sie setzte den linken Fuß auf die Kupplung, der rechte ist bereit, den Motor aufheulen zu lassen und zu ihrem Haus, Margate, loszusausen, als sie ein schüchternes Klopfen an ihrem Fenster vernimmt.

Es ist der Junior vom Laden, der jetzt überhaupt nicht lächelt. Eine panische, düstere Vorahnung packt sie. Widerwillig lässt Millie ihr Fenster hinunterfahren.

»Es ist mir wirklich unangenehm, Mrs. Gogarty, aber ich muss Sie bitten, noch einmal hereinzukommen.«

»Hab ich irgendwas vergessen?«

Er wirft einen Blick auf ihre Tasche. »Sie haben da ein paar Sachen drin, die Sie nicht bezahlt haben, glaube ich.«

Es folgt eine lange, inhaltsschwere Pause.

»Wie bitte?«, sagt sie und legt den Rückwärtsgang ein.

»Ich meine die da.« Er zeigt mit seinem dreckigen Stubbelfinger auf ihre Handtasche. Der Junge – knapp sechzehn, würde sie meinen, so alt wie die Zwillinge, hat wahrscheinlich noch anderthalb Jahre bis zum Schulabschluss – lässt seine Augen hektisch hin- und herwandern, vom Lenkrad zur Tasche, von der Tasche zum Lenkrad.

»Mein Dad hat gesagt, ich soll die Polizei rufen, wenn das noch einmal passiert.«

Die Polizei rufen!

Millie setzt ihr authentischstes »Ach herrje!«-Grinsen

auf, mit dem sie hofft, das Bild der hilflosen, harmlosen Omi heraufzubeschwören. Aber ihr Körper verrät sie. Ihr Gesicht glüht, Schweißtröpfchen sammeln sich an ihrem Haaransatz. Es ist das traurige Los aller Alten, dass ihr Körper mit ihrem nach wie vor alerten Geist nicht mithält – Tumore sprießen, Knochen brechen beim kleinsten Ausrutscher auf dem Eis, ein Herz, das einfach eines Tages aufgibt wie das von ihrem Peter. Millies eigenes Herz klopft jetzt zum zweiten Mal an diesem Tag so heftig, dass sie sich vorstellt, wie es aus ihrer Brust herausexplodiert und davonflattert wie ein Vogel.

Junior starrt sie immer noch an. Sie führt ihren Handrücken an eine Braue wie eine vornehme Lady aus einem früheren Jahrhundert, die in Ohnmacht fällt; sie erträgt es nicht, angeschaut zu werden. Dann bricht sich ein einziger, entsetzlicher Gedanke Bahn: Wenn sich die Polizei einschaltet, wird Kevin es erfahren.

Kevin darf es nicht erfahren.

Er schnüffelt schon so genug herum, versucht wahrscheinlich, mit einer gespielten, tödlichen Sanftheit, die ihr panische Angst macht, Beweismaterial zusammenzutragen, mit dem er seine arme Mum in eins dieser gottverlassenen Heime für Gammelgemüse stecken kann. Millie Gogarty hat nicht vor, mit einem Haufen alter Runzeln zusammenzuziehen, die sabbernd in der Ecke hocken. Ihre gute Freundin Gretel Sheehy wurde im Williams House abgeladen, nicht mal fünf Kilometer die Straße runter. Überflüssig zu erwähnen, dass Gretel es dort nicht lebend rausgeschafft hat.

Und jetzt kommt ihr ein zweiter, gleichermaßen gruse-

liger Gedanke: Was, wenn ihre Enkel oder die Fitzgeralds ein paar Häuser weiter oder alle in Süddublin Wind von ihrem Diebstahl bekommen? Die Möglichkeit einer solchen Schmach ist so mächtig, dass Millie die Vorstellung rigoros zurückweist und irgendwo in ihr mentales Schließfach sperrt, wo sie über die Jahre, klugerweise oder vielleicht auch nicht, viele andere Unannehmlichkeiten verstaut hat.

Hektisch erwägt sie, ein Leiden vorzutäuschen, vielleicht einen Schlaganfall? Etwas in der Art hat früher immer funktioniert, aber in ihrer Verwirrung kann sie sich jetzt nicht mehr erinnern, wann sie zum letzten Mal einen solchen Schwindel durchgezogen hat. Sie ahnt aber irgendwie, dass es hier in Dún Laoghaire war.

»Es tut mir wirklich leid«, sagt Junior. Eigentlich sieht er nicht einmal schlecht aus, trotz der Akne. »Die Sache ist nämlich die, ich hab die Polizei schon gerufen.«

Kevin Gogarty erhält den Anruf bei ein paar Pints im Brass Bell, einer der ältesten Kneipen im Stadtzentrum, bekannt für ihre Shows mit vielversprechenden Comedians auf der kleinen improvisierten Bühne im Zimmer des Obergeschosses. Auch Kevin hat sich einmal am Mikrofon versucht, als er sich, vor vielen, vielen Jahren, noch eine Karriere als Stand-up-Comedian vorstellen konnte. Er war mit seinem Running Gag über Blowjobs und Priester unheimlich baden gegangen, was ihn später in seiner Meinung bestärkte, seiner Zeit weit voraus gewesen zu sein. Die Mahagonischnitzereien und die Zapfhähne aus Messing, die heruntergekommene viktorianische Ausstattung liebt er aber nach wie vor, und hier trifft er sich mit Mick, seinem ehemaligen Arbeitskollegen und besten Kumpel, zu den seltenen Gelegenheiten, wenn er mal einen draufmachen kann.

Jetzt, da Weihnachten vor der Tür steht, herrscht ein wahnsinniger Andrang im Pub – das ganze Land lässt sich zulaufen. Kevin braucht eine geschlagene Minute, um sich unter zahlreichen Entschuldigungen und leichtem Antippen fremder Schultern durch die Massen zu schlagen, bis er den Tresen erreicht, wo er erleichtert aufseufzt: Er ist seinem Haus entflohen und mit Mick zusammen, der ihn garantiert mit jeder Menge Insiderstorys über die alte Zeitung unterhalten wird.

Die Barmänner wuseln wie immer umher, zapfen drei,

vier Pints Ale und Stout und Cider auf einmal und nehmen Bestellungen der Kunden überall am langen Tresen an. Es ist ein Wunder, dass sie sich dabei nie vertun, dass sie deine Rechnung im Kopf addieren und dir in Windeseile das Wechselgeld herausgeben, ohne die Kasse zu bemühen, Bacardi und Cola mixen, Southern Comfort mit Kirschaft, Irish Coffee, alles, was das Herz begehrt. Wenn Barmänner die Regierung übernähmen, denkt Kevin, wäre die Wirtschaft dieses Landes nicht so im Arsch.

Er sieht draußen vor der Kneipe trotz der Kälte kleine Grüppchen von Rauchern stehen, die sich gegenseitig bemitleiden und dicke Krebswolken wegpusten. Drinnen rauchen geht nicht mehr, hätte man das je gedacht? Er kommt sich vor wie ein alter Knacker, aber es ist schon wirklich erstaunlich, wie sehr sich Irland verändert hat. Früher war diese Kneipe zur Mittagszeit an jedem Tag der Woche rauchgeschwängert und brechend voll. Niemand hat jetzt mehr die Kohle, nachdem der »Keltische Tiger«, jener von ausländischen Investitionen hochgeputschte irische Wirtschaftsaufschwung, so brutal und demütigend erlegt wurde. Während der paar Monate, in denen er Kinder-Fahrgemeinschaften in seinem Monstrum von einem Minivan herumkutschiert, Hausarbeiten betreut, Geschwisterstreitigkeiten geschlichtet, endlos Fish and Chips und Erbsen gekocht hat, scheint sich die Welt verschoben zu haben und der eben noch florierenden Wirtschaft Dublins die Luft entwichen zu sein. Die Tage der Muße, in denen man nichts allzu ernst nahm, sind eindeutig vorbei.

Als Kevins Handy zum ersten Mal klingelt – eine unbekannte Nummer –, drückt er den Anruf weg, entdeckt

Mick von weitem und winkt ihm zu. Er hört Musik, die gegen den Lärmpegel ankämpft – ah, Zeppelin. »Over the Hills and Far Away«. Mit einem Guinness in jeder Hand bahnt sich Kevin gekonnt und vorsichtig einen Weg zurück zu der kleinen Tischecke, die Mick für sie erbeutet hat, und das nicht ganz zufällig, wie Kevin sicher ist, neben zwei sehr hübschen, sehr jungen Frauen Anfang zwanzig, wenn überhaupt, die jede ein Glas und eine Miniflasche Chablis vor sich stehen hat.

»Was dagegen, dass wir uns hier mit ranquetschen?«, fragt Kevin.

Die schärfere – große, gescheite Augen, Brüste, an denen eindeutig nie gesaugt wurde, jedenfalls nicht von Babys, blendend weiße Ami-Zähne – schaut ihn an und lässt ihn in derselben Millisekunde abblitzen. Schmerzlich zuckt Kevin unter ihrem gelangweilten Blick zusammen.

»Bin fertig mit der Arbeit«, sagt Mick. »Wenigstens für dieses Jahr.«

»Scheißkerl.« Die beiden Männer schütteln sich ausgiebig die Hand und Kevin befällt eine solche Hochstimmung – der Baum ist geschmückt, die Küche mit Essens- und Getränkevorräten aufgefüllt, Grace will auch kommen, zumindest für ein paar Tage, vielleicht lässt sie ihn ja sogar mal ran, ein echtes Weihnachtswunder! –, dass er Mick umarmt.

»Hör mal, ich hab da vielleicht einen Tipp für dich«, sagt Mick.

»Weiß aber nicht, ob ich zu haben bin.«

»Halt die Klappe. Du kennst doch Royston Clive?«

»Nicht dein Ernst. Ist das nicht ein notorisches Arschloch?«

»Ja, mag sein, aber dieses notorische Arschloch will hier was in Gang setzen. Er sucht einen, der das Projekt managt. Und die können sich nicht retten vor lauter Fördergeldern.«

Kevins Handy klingelt zum zweiten Mal: wieder die unbekannte Nummer. Ein sorgenvoller Wurm bohrt sich in den fruchtbaren Boden seiner zu bösen Vorahnungen neigenden Seele. Es könnte Grace sein, die sich von unterwegs meldet; es könnte Mum mit einem ihrer unzumutbaren Wünsche sein. Oder Schwester Margaret aus der Schule, die sich über Aideens permanentes Zuspätkommen oder erneutes Unterrichtschwänzen beschwert. Es könnte auch sein, dass Aideen wieder abgehauen oder per Anhalter unterwegs ist oder irgendein kranker Widerling seine geliebte Tochter gefesselt in einem verlassenen Gartenschuppen festhält, ihr einen chloroformgetränkten Lappen ins Maul gestopft hat und ihn jetzt wegen der Lösegeldforderung anruft ...

Bei seiner kleinen Rebellin Aideen könnte es einfach alles sein.

Kevin versucht, seine Aufmerksamkeit wieder Mick zuzuwenden, der gerade eine köstlich anzügliche Schilderung eines spätnächtlichen Stelldicheins auf dem Schreibtisch des Verlegers in den Büroräumen seiner alten Arbeitsstelle zum Besten gibt. Dies ist für Kevin von speziellem Interesse, weil es dabei um seinen alten Boss John Byrne geht, diesen aufgeblasenen, aalglatten, arschgesichtigen Besserwisser. Kevin möchte die Geschichte unbedingt aus-